

Volksetymologie

Die Etymologie ist die Wissenschaft von der Herkunft, Grundbedeutung und Entwicklung einzelner Wörter. Sie untersucht auch die Verwandtschaft einzelner Wörter mit Wörtern gleichen Ursprungs in anderen Sprachen.

Unter Volksetymologie versteht man die inhaltliche Umdeutung und ev. formale Umformung eines nicht mehr richtig verstandenen archaischen oder fremdsprachlichen Wortes nach dem Vorbild eines ähnlich klingenden vertrauten Wortes. So wird z. B. das mittelhochdeutsche Wort *vrithof* („eingefriedeter, umzäunter Hof“) umgedeutet zu *Friedhof* („Hof des Friedens“).

Arbeitsanregungen:

- 1) Lesen Sie im *Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz* S. 41 genauer nach, was man unter „Volksetymologie“ versteht.
- 2) Studieren Sie im *Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz* die Karte 56 *Ameise*. Alle Bezeichnungen lassen sich auf den althochdeutschen Ausdruck *āmeiza* zurückführen, was soviel wie die Eingeschnittene oder die Abschneiderin bedeutet. Wo stellen Sie volksetymologische Umdeutungen fest? Lesen Sie abschliessend den Kartenkommentar.
- 3) Suchen Sie in den Kommentaren zu folgenden Karten des *Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz* nach Hinweisen zu volksetymologischen Umdeutungen. Stellen Sie die in der Kleingruppe gewonnenen Einsichten den anderen Gruppen vor (welcher schweizerdeutsche Ausdruck ist volksetymologisch wie entstanden?).
 - Mumps (S. 85)
 - Gänseblümchen (S. 145, 147)
 - Heidelbeere (S. 149)
 - Küchenzwiebel (S. 155)
 - Schmetterling (S. 171, 173)
 - blitzen (S. 191)

- 4) Überlegen Sie eine sinnvolle Etymologie zu fünf der folgenden Wörter. Informieren Sie sich in einem einschlägigen Wörterbuch¹ über die wirkliche Etymologie.

anberaumen	Armbrust	auspowern
Eichhörnchen	Freitag	Hängematte
hantieren	Kaffeebohne	Leiter
Maulwurf	quicklebendig	Schlittschuh
sich verzetteln	windschief	

- 5) Suchen Sie im Internet nach der Herkunft der folgenden Ausdrücke:
- Guten Rutsch!
 - Hals- und Beinbruch!
- 6) Mit der Reform der deutschen Rechtschreibung 1996 wurde die Schreibung einzelner Begriffe im volksetymologischen Sinne angepasst. Lesen Sie den nachfolgenden Beitrag und diskutieren Sie Sinn und Unsinn solcher Anpassungen.

TOLLPATSCH

Es ist nicht besonders toll, ein Tollpatsch zu sein. Aber immerhin modern. Denn man kann erst seit der „neuen deutschen Rechtschreibung“ toll daher patschen, etwa in Fettnäpfchen. So auch die Sprachreformer: Denn der Tolpatsch, wie er weiterhin richtig heißen müsste, stammt vom ungarischen Wort „talp“ für Sohle. Die ungarischen Fußsoldaten trugen im 17. Jahrhundert keine festen Schuhe, sondern nur mit Schnüren befestigte Sohlen. Das Wort für diese „Sohlenträger“ (ins Französische als „talpache“ übernommen) wurde speziell in Österreich zum Spottwort für ungarische Soldaten: Talpatsch oder Tolpatsch. Immer aber schrieb man das Wort mit einem l – bis eben die deutsche Rechtschreibreform kam.

Aber im Grunde ist der Toll-Patsch ja viel netter, denkt man doch an Tölpel, die plump daher latschen oder eben patschen, was ja eine nette Lautmalerei ist. Ich denke gleich an einen Clown, der viel zu große Schuhe trägt, um ungeschickt und lächerlich zu wirken. Derart verwendet man das Wort ja im Volksmund schon lange. Vergessen wir also die Herkunft, zumal wir ja die Ungarn nicht lächerlich machen wollen.

<http://www.ureda.de/php/spider/anzeige.php3?id=1001> (1.5.2013)

¹ Zum Beispiel: Kluge, Friedrich (²⁵2011): Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Berlin etc.; Pfeifer, Wolfgang (⁸2006): Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. München; Duden – Das Herkunftswörterbuch. Mannheim (⁴2006).

- 7) Im Internet findet sich folgender Eintrag zum Thema „(H)Erdäpfel“. Wie beurteilen Sie als schweizerdeutsch sprechende Person die etymologische Deutung? Recherchieren Sie dazu auch im Schweizerischen Idiotikon (www.idiotikon.ch).

Am Sun, 29 May 2005 15:40:01 +0200 schrieb Michael Pronay:

> Dirk Schneider wrote:

>

>>> abgeschmälzten Herdepfelschnitz (Kartoffelbrei mit Wasser statt Milch)

>

>> Wie setzt sich denn dieses Wort zusammen?

>

> (H)erdäpfel-Schnitz. „Herdäpfel“ kenne ich auch in österreichischen Dialekten, ich hab das Gefühl, dass das ein wenig blödelnd eingesetzt wird.

>

> Hat dieses „H“ linguistisch einen Namen?

Mit h-Prothese dürftest Du nicht falsch liegen. Diese beschreibt aber natürlich nur die formale Seite. Inhaltlich fand volksetymologische Umdeutung statt: Erd(e) > Herd. (Schließlich wurden die Dinger ja meistens auf dem Herdfeuer gesotten, gebraten usw.)

P. W.

<http://www.ureader.de/message/457783.aspx> (1.5.2013)

Hinweise für Lehrpersonen

Zu den Arbeitsanregungen:

ad 4)

Einige Beispiele erläutert Heike Olschansky:

anberaumen bedeutet ‚einen Termin (Gerichtstag o. ä.) an-, festsetzen‘. Vielleicht denkt mancher dabei an den Raum, der für das anberaumte Ereignis frei sein muß. Das Verb ist aber ursprünglich keine Bildung zu *Raum*, sondern im 16. Jahrhundert volksetymologisch umgestaltet aus *anbera(h)men* und an *Raum* angelehnt. In *anbera(h)men* steckt offenbar mittelhochdeutsch *rām* ‚Ziel‘, das in keine Wortfamilie mehr eingebunden war.

(Heike Olschansky (2009): Täuschende Wörter. Kleines Lexikon der Volksetymologien. Stuttgart, S. 15)

Die Armbrust ist eine mittelalterliche Handwaffe zum Abschießen von Pfeilen, Bolzen und ähnlichen handgreiflichen Gefährlichkeiten.

Wer bei *Armbrust* an *Arm* und *Brust* denkt und glaubt, daß die Waffe so heißt, weil man sie mit dem Arm (und der Brust) hält und bedient, sitzt einer etymologischen Täuschung auf. Die *Armbrust* ist eigentlich als ‚Bogenschleuder‘ benannt und eine Entlehnung aus dem Lateinischen, wo das vermeintliche deutsche *Arm* der ‚Bogen‘ und das vermeintliche deutsche *Brust* die ‚Schleuder‘ ist. Während *Arm* und *Brust* alt-heimische deutsche Wörter sind, ist *Armbrust* (mittelhochdeutsch *ar(m)brust*, *ar(m)brost*) erst im 12. Jahrhundert aus altfranzösisch *arbalestre* entlehnt. Dies stammt von lateinisch *arcuballista* ‚Bogenschleuder‘, einer Zusammensetzung aus *arcus* ‚Bogen‘ und *ballista* ‚Wurf-, Schleudermaschine‘ (was vom griechischen *ballein* ‚werfen, schleudern‘ kommt). Im Deutschen wurde die Entlehnung im zweiten Teil zuerst volksetymologisch mit dem Neutrum mittelhochdeutsch *berust*, *berost*, Kollektivbildung zu *rüsten*, motiviert, das erste Glied auf mittelhochdeutsch *arm* ‚Arm‘ bezogen und die Zusammensetzung wohl als ‚Armwaffe‘ gedeutet. Als dann wieder mittelhochdeutsch *berust* ungebräuchlich geworden war, wurde das Zweitglied auf *Brust* bezogen – deshalb auch das feminine Genus.

(Olschansky 2009, S. 17f.)

In *ausgepowert* scheint *Power* zu stecken, was von englisch *power* ‚Kraft‘ kommt. Mit der positiven *Power* hat das Verb aber ursprünglich gar nichts zu tun. Es geht im Gegenteil letztlich auf französisch *pauvre* ‚arm‘ (von lateinisch *pauper*) zurück. Ursprünglich meinte *auspowern*, das im 19. Jahrhundert zuerst in der Form *auspovern* belegt ist, ‚(bis zur Verelendung) ausbeuten‘. Heute ist es aus der Sportsprache vornehmlich als Partizip *ausgepowert* bekannt. Durch Anlehnung an *Power* (das letztlich von lateinisch *posse* ‚können‘ kommt) hat es auch die Bedeutung von *ausgepumpt* ‚entkräftet, erschöpft‘ angenommen.

(Olschansky 2009, S. 19f.)

In *Eichhörnchen* (mittelhochdeutsch *eich(h)orn*, althochdeutsch *eihurn(o)*, *eihorno*) scheinen *Eiche* und *Hörnchen* zu stecken. Wahrscheinlich sind aber beide Wörter erst sekundär in die Bezeichnung hineingedeutet worden. Der zweite Teil der Tierbezeichnung ist im Althochdeutschen an *Horn* angeglichen. Ursprünglich ist es ein Wort, das mit Bezeichnungen aus dem Lateinischen, Russischen, Tschechischen und Litauischen für verschiedene kleine flinke Tiere verglichen wird, die letztlich auf ein indogermanisches **uer-* ‚Eichhorn, Iltis, Marder‘ zurückgeführt werden. Im ersten Wortteil vermutet man eine indogermanische Volksetymologie, wobei die ursprüngliche Wurzel **aig-* ‚sich heftig bewegen, schwingen‘ an die Bezeichnung der *Eiche* angeschlossen worden sei. Das Eichhörnchen wäre somit nach seiner Flinkheit benannt. Nachdem im 17. Jahrhundert die Verkleinerungsform *Eichhörnchen* vorherrschend geworden war, wurde in der Mitte des 19. Jahrhunderts *Hörnchen* abgelöst und auf die gesamte Familie dieser Nager übertragen (*Baum-, Erd-, Flughörnchen*).

(Olschansky 2009, S. 38f.)

Wie am Dienstag früher oft ein Dienst angetreten wurde, galt der Freitag als guter Tag zum Freien, weil man den ersten Teil des Wortes mit *frei* in Verbindung brachte. Dabei ist das Wort (mittelhochdeutsch *vr̄tac*, im Althochdeutschen *fri(j)atag*) wie fast alle anderen Wochentagsbezeichnungen auch nach einem Götternamen benannt. In *Freitag* steckt die germanische Göttin *Freia*. Die Bezeichnung übersetzt das spätlateinische *Veneris dies* ‚Tag der Venus‘, das wiederum das griechischen *Aphrodites hemira* nachbildet.

Der Name der Göttin *Freia*, der etymologisch ‚Geliebte‘ bedeutet, ist allerdings mit *frei* und *freien* verwandt. Das Adjektiv *frei* (mittelhochdeutsch *vr̄*, althochdeutsch *fr̄*, germanisch **frija-*) geht auf die indogermanische Wurzel **per(ə)i-* zurück, die ‚nahe‘ oder ‚bei‘ bedeutet. Da das, was bei einem ist, zumeist das Eigene ist, entwickelte der Begriff die Bedeutung ‚eigen‘. Im Germanischen wandelte sich die Bedeutung zum heutigen ‚frei‘, was wahrscheinlich auf die Beziehung zu ‚den eigenen Kindern‘ zurückgeht. Zu der gleichen Grundlage wie *frei* gehört auch *freien* ‚heiraten, werben‘, das im Germanischen die Bedeutung ‚freundlich behandeln‘ hatte; über die Bedeutung ‚lieb‘ (das Eigene hat man lieb) führt es auf den ‚eigen‘-Begriff zurück.

(Olschansky 2009, S. 49f.)

Man kann mit allem hantieren, was man mit den Händen anfassen kann. Hantieren ist vor allem ein handgreifliches Geschäftigsein, das Herumwirtschaften mit etwas. Ursprünglich aber hat *hantieren* gar nicht die Bedeutung des Handgreiflichen gehabt, erst durch den lautlichen Anklang an das unverwandte *Hand* hat sich diese Bedeutung im Neuhochdeutschen entwickelt. Im Mittelhochdeutschen noch bedeutete *hantieren* vor allem ‚Handel treiben, einem Geschäft nachgehen‘, auch ‚etwas tun, verrichten‘. Das Verb ist über das Niederdeutsche und Niederländische aus französisch *hanter* ‚hin- und herziehen; umgehen mit, oft besuchen‘ entlehnt. Pfeifer (1995) S. 508 führt altfranzösisch *hanter* mit Vorbehalt auf altnordisch *heimta* ‚heimholen, (ein)fordern‘ zurück, wonach es mit *Heim* verwandt wäre. Im Mittelhochdeutschen wurde *hantieren* im Bereich von Handel und Gewerbe gebraucht. Hier wurde es später durch *handeln* abgelöst. Durch volksetymologische Anlehnung an *Hand* hat *hantieren* dann die heutige Bedeutung eines direkt handgreifliches Tuns entwickelt.

Das unverwandte Substantiv *Hand* ist alleinheimisch deutsch. Germanischer Vorläufer ist **handu-*, das Bezeichnungsmotiv wahrscheinlich ‚Greiferin‘.

(Olschansky 2009, S. 67f.)

Die Kaffeebohne ist eine Bohne, weil sie so klein und rund ist wie eine Bohne, also scheinbar eine Metapher.

In der Zusammensetzung *Kaffeebohne*, die seit dem 18. Jahrhundert bezeugt ist, steckt aber eigentlich nicht die *Bohne* (Gemüsepflanze), sondern *-bohne* schließt hier volksetymologisch an arabisch *bunn* ‚Frucht des Kaffeestrauchs‘ an. Der gleiche volksetymologische Anschluß liegt auch in englisch *coffee bean* vor. Dagegen ist im Französischen *baie de café* und im Italienischen *seme del café* die Kaffeebohne (die faktisch eine Kirsche ist) nicht als ‚-bohne‘, sondern als ‚-beere‘ benannt.

(Olschansky 2009, S. 73)

Ist die *Leiter* diejenige, die einen nach oben oder nach unten *leitet*? Nein, der Eindruck beruht auf einer homonymischen Täuschung.

Die *Leiter* kommt nicht von *leiten*, sondern von *lehnen*, sie ist also ‚die Angelehnte‘. Die Bezeichnung ist schon westgermanisch und eine Instrumentalbildung zu indogermanisch **klei-* ‚lehnen‘.

leiten ‚führen, an der Spitze stehen‘ dagegen kommt von *leiden* (eigentlich ‚(weg)gehen‘). *Leiten* ist im Germanischen als Veranlassungsverb (Kausativum) zu **leip-a-* ‚(weg)gehen‘ gebildet und bedeutet also ursprünglich ‚weggehen machen‘.

(Olschansky 2009, S. 90f.)

Die Tierbezeichnung *Maulwurf* ist ein ganz bekanntes Beispiel von Volksetymologie. Das Wort hat in seiner Geschichte zwei volksetymologische Umdeutungen erfahren. Im Althochdeutschen lautete es *mūwerf*, *-wurf*, eigentlich der ‚Haufenwerfer‘. Die Konstituente *mū-* entspricht altenglisch *mūga*, *mūha*, *mūwa* ‚(Korn-)Haufen‘. Als *mū* als freies Wort nicht mehr vorkam, wurde die Zusammensetzung im Späalthochdeutschen an althochdeutsch *malta* – mittelhochdeutsch *molt(e)* – ‚Erde, Staub‘ angelehnt und volksetymologisch umgebildet zu *multwurf*, mittelhochdeutsch *moltwerf*, mit der neuen Motivierung ‚Erdwerfer‘. Als wiederum der Bestandteil *molt-* nicht mehr klar war, wurde *moltwerf* ca. im 13. Jahrhundert volksetymologisch zum *mūlwerf*, *-wurf* (> *Maulwurf*), wobei man sich auf mittelhochdeutsch *mūle* ‚Maul‘ bezog. Nach ‚Haufenwerfer‘ und ‚Erdwerfer‘ entstand so die neue Motivation ‚Maulwerfer‘, ‚Tier, das die Erde mit dem Maul wirft‘, die bis heute besteht. Faktisch ist diese Motivation falsch, eine volksetymologische Täuschung, da der Maulwurf die Erde nicht mit dem Maul aufwirft, sondern mit seinen schaufelartigen Vorderpfoten.

(Olschansky 2009, S. 99f.)

Der *Schlittschuh*, der Schuh mit angeschraubter Stahlkufe, mit dem man übers Eis gleitet, war ursprünglich ein ‚Schrittschuh‘. Althochdeutsch *scritiscuoh* und mittelhochdeutsch *schrit(e)schuoch* bezeichneten einfach einen ‚Schuh, mit dem man weit ausschreiten kann‘. Im 17. Jahrhundert entwickelte *Schrittschuh* – eventuell mit der Übergangsbedeutung ‚Art Schneeschuh, Gleitschuh‘ – die heutige Bedeutung ‚Schlittschuh‘. Unmittelbar darauf wurde das Wort an *Schlitten* bzw. *schlittern* angelehnt und zu *Schlittschuh* umgebildet.

(Olschansky 2009, S. 137)

Wer sich verzettelt, blickt nicht mehr durch, sieht den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr, steckt irgendwo fest – zwischen seinen Zetteln, Notizen, Entwürfen, Plänen, so denkt man. Faktisch mag das stimmen (bei Leuten, die schreibend arbeiten). Wortgeschichtlich aber sind *sich verzetteln* und der *Zettel* (das kleine Stück Schreibpapier) nicht verwandt.

sich verzetteln ist eine Wiederholungsbildung (wie etwa *sticheln* zu *stechen*) des 16. Jahrhunderts mit dem Präfix *ver-* zu *zetten* ‚ausstreuen, verteilen‘. *verzetteln* erklärt sich so als ‚nutzlos ausstreuen‘. Das fachsprachliche *Zettel* ‚Längsfaden, Kette eines Gewebes‘ mit der Ableitung *anzetteln* gehören wahrscheinlich ebenfalls in diese Familie. *zetten* ist seit dem Althochdeutschen bezeugt, heute allerdings archaisch und nur noch regional gebräuchlich.

Der *Zettel* ‚kleines Stück Schreibpapier‘ ist ganz anderer Herkunft. Hier ist das mittelhochdeutsche *zedel(e)*, *zetel* aus mittellateinisch *cedula* (lateinisch *schedula*) entlehnt, einer Verkleinerungsbildung zu lateinisch *scheda* ‚(Streifen) Papyrus, Blatt‘. Dies kommt von griechisch *schide* ‚Splitter, Abgespaltenes‘.

(Olschansky 2009, S. 156)

Eine windschiefe Hütte kann der Wind schiefgeblasen haben. In *windschief* steckt jedoch nicht *Wind*, sondern *winden* ‚drehen‘. *windschief* ist eine Zusammensetzung des 17. Jahrhunderts und bedeutet eigentlich ‚gewunden schief‘. Das Wort bezieht sich ursprünglich auf verdreht gewachsene Hölzer.

winden wird zurückgeführt auf eine indogermanische Wurzel **uendh-* ‚drehen, winden, flechten‘, wozu unter anderem auch *Wand*, eigentlich ‚Geflochtenes‘, gehört. *Wind* wird mit *wehen* zu einer indogermanischen Wurzel **uē-* ‚wehen, blasen, hauchen‘ gestellt.

(Olschansky 2009, S. 165f.)

Schon Kolumbus lernt auf Haiti die Schlafnetze der Eingeborenen kennen, die diese mit einem karibischen Wort als *hamáka* bezeichneten. Die Sache wird weithin bekannt und dient zunächst als Vorbild für die Schlafstellen der Matrosen. Das Wort wird zunächst als Exotismus entlehnt und erscheint im Deutschen als *Hamaco* (zuerst 1529 in einer Reisebeschreibung), *Hamach* u.ä., dann (wohl in Anlehnung an die Umgestaltung in nndl. *hangmak* und dann *hangmatt*) sekundär motiviert als *Hängematte* (niederländisch bei Montanus 1671, dann in dessen Übersetzung ins Deutsche durch Dapper 1673). Das Englische ist mit *hammock* bei der Entlehnung geblieben.

(Friedrich Kluge (²⁵2011): Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Berlin etc., S. 390)

Altes *quick* ‚lebendig‘ erhielt sich der verdeutlichenden Zusammensetzung mit *lebendig*.

(Kluge 2011, S. 736)

ad 5)

Bei dem *guten Rutsch*, den wir uns zu Neujahr wünschen, denken wir sicher an ein erfolgreiches Hinübereitschen in das neue Jahr. Das ist eine volksetymologische Interpretation. Sprachgeschichtlich geht der *gute Rutsch* auf das Jiddische bzw. Hebräische zurück. Im Hebräischen bedeutete *r'ōš* ‚Anfang‘ bzw. ‚Kopf‘. Die deutschen Juden wünschten sich zu Neujahr einen *guten Rosch*, der volksetymologisch zum *Rutsch* wurde.

(Olschansky 2009, S. 130)

Hals- und Beinbruch

. . . ist ein abergläubischer Wunsch, der genau das nennt, was nicht *eintreten* soll. Die Formel *Hals- und Beinbruch!* bedeutet ‚Viel Glück!‘ und geht vom Theater aus. Von dort ist sie in die allgemeine Umgangssprache gelangt. Trotz der volkstümlichen Praxis, das Gute zu wünschen, indem man explizit das Böse ausdrückt, ist die Etymologie der Redewendung eine andere. Die Zwillingsformel stammt volksetymologisch aus dem Jiddischen und geht auf das Hebräische zurück. Dort hieß es ursprünglich *hazlóche un bróche*. *haslahā* bedeutet ‚Glück‘ und *beracha* ‚Segen‘. Die Juden gebrauchen diese Formel hebräisch und jiddisch auch in der Gegenwart noch.

(Olschansky 2009, S. 65f.)

ad 7)

vgl. den Beitrag „Kartoffel“ im *Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz* (S. 157)